



Jerewan mit dem heiligen Berg Ararat

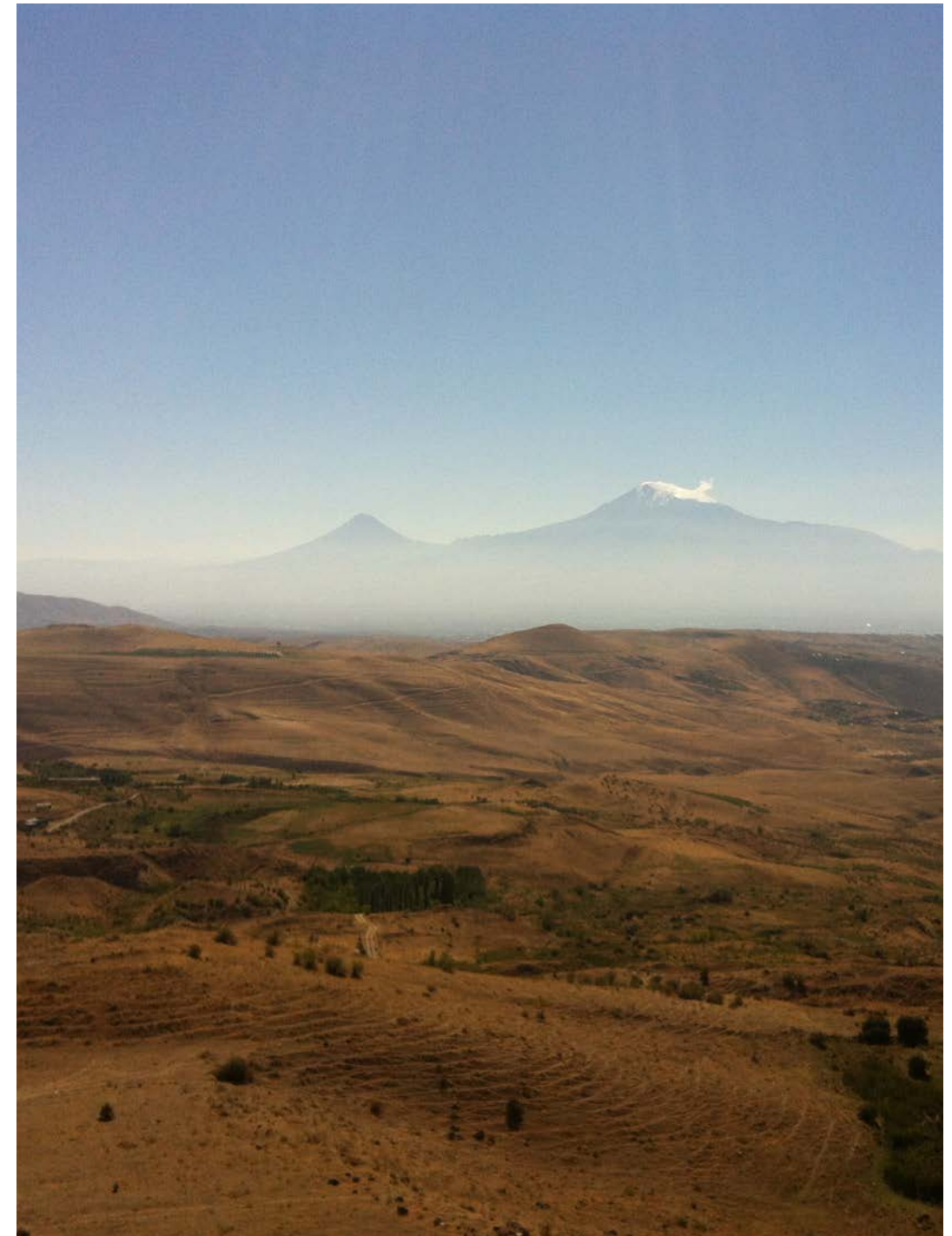
EINE REISE NACH ARMENIEN 2015

Erik Im September reisten wir von Mittwochfrüh bis Dienstagspät durch Armenien und machten uns als psychoanalytische Laien und Experten einen Eindruck vom Land, der Psychologie und uns selbst. Wir, das sind Studenten der IPU, eine wissenschaftliche Mitarbeiterin, Dr. Andreas Bilger aus Ulm und Prof. Dr. Dr. Horst Kächele. Anlass der Reise war die Einladung von Letzterem zur Vorstellung seines Lehrbuches der psychoanalytischen Therapie. Es war nach 17 Jahren Arbeit übersetzt und veröffentlicht worden.

Sophie Armenien, das Land, mit dem ich persönlich bisher „nur“ den von der Türkei verübten Genozid assoziierte, überraschte mich auf ganzer Linie: Die Freundlichkeit der Taxifahrer, die sich strikt weigerten, einen Passagier nicht mitzunehmen und so lange nach dem Ziel suchen, bis sie es gefunden hatten. Überhaupt war das Taxi unser Fortbewegungsmittel par excellence, da man, egal wie lange oder wohin man fuhr, immer 1,50 Euro zahlte. Die Architektur im Sowjetstil ließ einen sich leicht in der Zeit verrückt fühlen. Es sieht hier manchmal aus wie im Ostberlin der 1980er Jahre. Dann die überrumpelnde Schönheit der weiten kaukasischen Landschaft. Die warme Gastfreundschaft. Das Land, das in seinen Staatsgrenzen weit von dem entfernt ist, was es mal war, verzauberte mich. Ich fühlte die kulturelle Tiefe der Menschen und ihrer Geschichte – und eine Portion von verletztem Stolz.

Erik Armenien, „das Land der tausend Steine“, heißt es im Reiseführer, und er behält Recht: Karge Steinwüsten, protzende Treppen, die unzähligen christlichen Kirchen – der Stein ist in diesem Land so präsent, dass jedes Gewächs und erst recht das Wasser doppelte Aufmerksamkeit bekommen. Je wichtiger eine Einrichtung, desto farbenfroher der Garten und verschwenderischer der Umgang mit Wasser. In den Lokalen erfrischt Sprühregen die trockene Luft. Armenien ist eine Kriegsregion, auch wenn es gerade keinen Krieg gibt. Russland sieht in Armenien einen historischen Vorposten mit ähnlicher Religion und Sowjetvergangenheit. Die Türkei vernichtete vor 100 Jahren die Armenier im eigenen Land mit Hilfe deutscher Militärs. Aserbaidschan liegt mit Armenien mal mehr oder mal weniger im Krieg um Berg-Karabach. Georgien gewährt keinen Zugang zum Meer. Allein der Iran als islamischer Staat zeigt glücklicherweise kaum Interesse an einer Auseinandersetzung. Und so bleibt den Armeniern der Stein und der Stolz, die älteste christliche Nation der Welt zu sein. Wem das nicht reicht, der flieht aus dem Land. Armenien hat offiziell gut drei Millionen Einwohner und trotz verschiedener Einwanderungsprogramme durch reiche Oligarchen werden es weniger. Das Erdbeben von 1988 prägt bis heute die Struktur des Landes, dem vorsichtigen Aufschwung seit 1990 folgt nun eine Rezession. Es gibt einfach kaum gut bezahlte Arbeit. Nicht zuletzt deshalb leben rund sieben Millionen Armenier in der Diaspora.

Andreas Das ist überall präsent hier in Jerewan, in Armenien: Der Ararat mit seiner im Morgen- oder Abendlicht gleißenden Eiskappe, der mytische Sehnsuchtsberg der Armenier, ebenso in greifbarer Nähe wie unerreichbar. Die Folgen der Erdbeben in der geologisch unruhigen kaukasischen Zone: schwere Zerstörungen, zuletzt 1988. Die Folgen der Unruhen, Kriege, Pogrome, der Flucht und Vertreibung in diesem Land der Völkerbewegungen, Religionen,



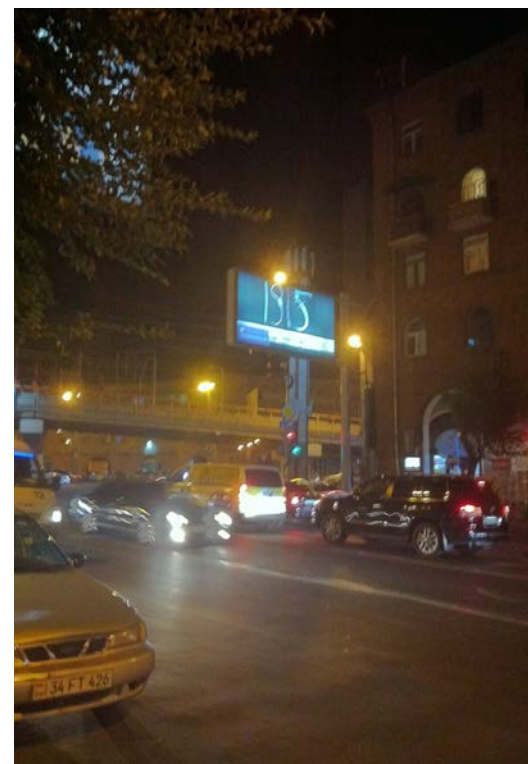
Armenische Landschaft mit Ararat: Auf dem Weg zum Kloster Geghard

Staaten, Eroberer – über Jahrtausende. Die „kleine“ Sprache und eigene Schrift, die, obwohl „indogermanisch“, schwer erlernbar bleibt, was Mehrsprachigkeit nötig macht (Russisch, jetzt Englisch, früher auch Deutsch oder Französisch, aber auch Farsi, Türkisch, naja) und die Welt-Zugewandtheit und intellektuelle Weltläufigkeit der Armenier befördert haben mag. Arm und reich, billig und teuer, fruchtbar und öde, zauberhaft und karg liegen dicht beieinander; die vielen schwarzen Limousinen und SUWs mit getönten Scheiben neben den alten Klapper-Ladas offenbaren Wachstum, Neokapitalismus und mafiöse (Sub-)Kulturen. Die Tradition der Sowjetzeit und des alten russischen Einflusses begleitet uns auf Schritt und Tritt – „Radio Jerewan: im Prinzip ja, aber“. Es gibt eine geschmeidige orientalische Tüchtigkeit mit alten (orientalischen) Rollenbildern, vor allem der Männer, aber auch selbstbewusste junge und älteren Fraue, viele lebhaft Kinder, viele Autos, wenige Fahrräder und eine Metro(linie) nach Sowjet-Vorbild ... und, ach so, Radio Jerewan mit meist russischen Schlagern und Sendungen.

Armenien ist ein orientalisches und europäisches, östliches und westliches Land, der älteste christliche Staat zwischen Orient und Okzident, seit dem vierten Jahrhundert eine Gesellschaft und ein Land im Wandel, ein Land mit einer meist zauberhaften und manchmal verzweifelte Melancholie in den Landschaften, den Gesichtern, der Musik. Armenien, das sind schmerzhaften, umkämpfte Jahrhunderte der Geschichte, heiße Sonne, kalte Nächte, große Vulkanberge, schwarze und rötliche Tuffstein-Architektur in der erneuerten Innenstadt Jerewans mit wenigen „alten“ Überbleibseln nach Erdbeben und Abriss, das ist der Sewan-See (der übriggebliebene von den früher drei großen armenischen Seen) und einige Flüsse, die die Berg-Wüsten des vulkanischen Landes durchziehen und fruchtbar und da und dort waldig machen.

JEREWAN

Uta Jerewan ist laut, ungeduldig, temperamentvoll. Es fällt auf, wie viele junge Leute, meist junge Männer in Gruppen, auf der Straße unterwegs sind. Dass Jerewan eine der ältesten Städte der Welt ist, kann man in den Geschichtsbüchern lesen. Zu sehen ist es nicht: Was Erdbeben und Kriege nicht zerstört haben, wurde seit den 1920er Jahren unter dem Architekten und Stadtplaner Alexander Tamanjan, der eine komplett neue Stadt auf dem Reißbrett nach sowjetischem Vorbild entwarf, zum Abriss freigegeben – die historische Altstadt mit ihren Kirchen, Moscheen, der persischen Festung, die Bäder, Bazare und Karawansereien. Viele Stadtviertel heißen jedoch nach den alten armenischen Heimatorten im osmanischen Reich: Arabkir, Malatia-Sebastia und Nork Marasch.



Boulevard Kiewjan in Jerewan

Charakteristisch für Armenien sind freilich die roten Quader auf vulkanischem Gestein, aus denen auch die Bauteile für die Plattenbauten gefertigt sind. Sonst ist es eher ein „hybride“ Kultur, auf die wir stoßen – zwischen orientalischen Einflüssen im Olfaktorischen, Kulinarischen, Musikalischen und der überall präsenten russischen Orthodoxie, zwischen großer Armut und großem Reichtum: An den Straßenrändern sitzen alte Männer und Frauen, um ihre reiche Ernte an Äpfeln, Pfirsichen und Trauben, Walnüssen, Tomaten, Gurken und frischen Kräutern für kleines Geld zu verkaufen. Gleichzeitig preschen große, teure Autos vorbei, deren Größe mit der Rücksichtslosigkeit ihrer Besitzer korrespondiert. Und über allem thront eine schrecklich martialische Matka.

Auffällig ist, wie präsent der 2015 genau einhundert Jahre zurück-

liegende Genozid an den Armeniern in der Stadt ist: Riesige Plakate über den Magistralen und Poster an jeder Bushaltestelle erinnern an die 1,5 Millionen Toten, die Grausamkeit ihrer Mörder (die Jahreszahlen sind auf monochromem Grund aus den Mordwerkzeugen zusammengesetzt) und nicht zuletzt die Verbindung mit dem nationalsozialistischen Völkermord wenige Jahrzehnte später. Andererseits ist nirgendwo die Rede von *dem* Thema in diesen Tagen: dem Krieg in Syrien, dem Terror des IS, den vielen Flüchtlingen. Und das, obwohl auch viele Armenier unter den Flüchtenden sind. Denn nicht nur weite Teile der Türkei, sondern auch der Norden Syriens gehörten einmal zum Siedlungsgebiet der Armenier, wo Christen unter dem laizistischen Regime der Alewiten bis vor kurzem relativ friedlich leben konnten. Heute wütet gerade dort, wo sich nach biblischer Erzählung das Paradies befunden haben soll, an den Ufern des Euphrat in der Gegend um Deir ez-Zor der IS. Eben dort fanden 1915 Tausende Armenier den Tod – im ersten Konzentrationslager der Welt. Ich kann mir vorstellen, dass sich hinter dem Schweigen über das Heute die unheimliche Angst verbirgt, von diesem Geschehen nicht weit genug weg zu sein.

Alexander Mich beschäftigt die Mischung an Fremdem und Vertrautem, die ich in Armenien erlebt habe. Besonders auf den Streifzügen durch die Hauptstadt Jerewan bekam ich das zu spüren. Hier prallen östliche Einflüsse auf „unsere“ Welt. Hier lässt sich der Gegensatz zwischen der Bewahrung von Tradition, der Pflicht zu Kirchenbesuchen und westlichem Konsum, W-Lan, schweren westlichen Limousinen und anderen Statussymbolen erleben. Hier finden eine immer größer werdende Anzahl von Coffeeshops und hochpreisige Boutiqen, sowjetische Wohnarchitektur, orthodoxes Christentum, Frauen mit ungewöhnlich hohen Absätzen und der über allem thronende Berg Ararat zueinander. Der mittlerweile in türkischem Gebiet gelegene Berg ist das Wahrzeichen des Landes, Nationalsymbol einer wilden Geschichte, dessen Abbild die meisten armenischen Wohnzimmer ziert, was es zeitgenössischer Kunt schwer macht wahrgenommen zu werden.

Armenien ist ein kleines Land in schwieriger Lage sowohl politisch als auch geografisch, aber mit einer reichen einzigartigen Kultur, auf die die Armenier sehr stolz sind. Das Land der tausend Steine, wie Armenien auch genannt wird, ist für mich von einer fremden Schönheit, von einer Kargheit, über die Tessa Hoffmann schreibt, dass sie sich eher dazu eigne, in Gedichten beschrieben zu werden, als dass sie sich in Bildern einfangen lasse. Es wundert mich nicht, dass die Menschen dieses Landes eine gewisse Härte ausstrahlen.

Claire Jerewan ist eine leuchtende Stadt: teure Autos, Boutiquen und Lokale glänzen an vielen Ecken im Zentrum der Stadt. Die Menschen dort sind sehr stolz auf das, was sie haben und können, und sie tragen es gerne nach außen.



Andreas Bilger

Sophie Von Jerewan aus kann man immer das Nationalsymbol Armeniens, den Ararat, sehen, der ursprünglich zu Armenien gehört, sich heute aber auf türkischem Staatsgebiet befindet. Etwas irritierend sind da die vielen Bilder des Ararats, die man in jedem Restaurant und Haushalt an der Wand hängen sieht. Anstelle von Kunst an der Wand findet man ein Bild vom Ararat. Mir scheint es eine Art innerliches „Nein“-Sagen zur geschichtlichen Tatsache zu sein, dass ein gewisser Herr Lenin diesen Berg an die Türkei verschenkte.



Jerewan

Isabel Einen kleinen Tipp für jeden, der sich auf den Weg nach Armenien macht: Menschen auf der Straße nach dem Weg zu fragen ist oftmals problematisch. Nachdem wir mehrmals herumgeschickt wurden, hatten wir das Gefühl, dass die Menschen dort so freundlich und hilfsbereit sind, dass es ihnen schwer fällt zu sagen, wenn sie den Weg nicht kennen.

EIN ABEND IN DER ARMENISCHEN PSYCHOANALYTISCHEN VEREINIGUNG

Uta Am Abend unseres ersten Tages besuchten wir die Armenische Psychoanalytische Vereinigung (APA), gelegen in einer (für unsere Begriffe) heruntergekommenen Wohnung in einem der oberen Stockwerke eines heruntergekommenen Wohnblocks abseits der großen Magistralen. 1994 gegründet, wird sie seit 2001 von Angela Vardanyan, der **einzigsten** von der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung anerkannten Psychoanalytikerin in Armenien geleitet. Bis 1988 wussten Psychiater und Psychologen in Armenien im Grunde nichts von der Psychoanalyse – nach Trotzki's Tod wurde sie, die dieser als fundiertestes Mittel zur Schaffung des Neuen Menschen gepriesen hatte, aus dem sowjetischen Gedächtnis verdrängt und faktisch ins Exil getrieben. Aber dann bebte Armeniens Erde und nach der Katastrophe kamen mit „Ärzte ohne Grenzen“ (und Tausenden anderen Rettern) Psychiater und Psychologen ins Land, unter ihnen einige französische Psychoanalytiker. Sie eröffneten 1989 ein psychologisches Zentrum für die Kinder Armeniens in Gjumri und organisierten von da an Fortbildungsprogramme. Behandelt wurde umstandslos sofort unter Supervision – die heute oft per Skype mit armenischen Analytikern in Nizza, New York oder Buenos Aires stattfindet. Intuition und Empathie kompensierten damals und mitunter auch heute den Mangel an wissenschaftlicher Methodik, theoretischen Kenntnissen und eingeübter Behandlungstechnik. Insofern bleibt die armenische Psychoanalyse an der Praxis, dem eigentlichen „Abschluss“ der psychoanalytischen Ausbildung, orientiert, während die theoretische Richtung weniger eine Rolle spielt. Eine systematische psychoanalytische Ausbildung durch international anerkannte Analytiker ist für den Nachwuchs nämlich nach wie vor ein schwieriges Unterfangen. Die Übersetzung von Horst Kächeles (und Helmut Thomäs) Lehrbuch der Psychotherapie ins Armenische ist deshalb eine große Hilfe für die derzeit **XXX** Mitglieder und **XXX** Kandidaten der Armenischen Psychoanalytischen Vereinigung.

Alexander Ich bin besonders von den Kollegen beeindruckt, die wir kennengelernt haben. Der Monatslohn eines Psychologen in Armenien beträgt zwischen 300 und 500 Dollar. Viele Analysen werden zu symbolischen Preisen von fünf Dollar die Stunde angeboten. Die Kosten werden nicht von Krankenkassen übernommen. Deshalb kann man die Anzahl der Psychoanalytiker im Land immer noch an zwei Händen abzählen. Nicht nur, dass die Ausbildungskandidaten die hohen Kosten für suboptimale Shuttleanalysen selbst zahlen müssen, sie leisten zusätzlich noch ehrenamtliche Arbeit. Wie etwa im „Green House“ in der Jerewaner Innenstadt, einer Tagesstätte, die seit über zwanzig Jahre täglich bis zu vierzig Kinder mit ihren Eltern kostenlos zur Verfügung steht. Auch hier haben



Horst Kächele und Angela Vardanyan, Präsidentin der Armenischen Psychoanalytischen Vereinigung

aufgebaut worden waren. Mich beeindruckte der Wissendrang und der Wille, den eigenen Horizont zu erweitern, in einem der Psychoanalyse nicht unbedingt aufgeschlossenen Land.

Andreas Anmerkung zur Auffassung über Homosexualität: Die weltläufige Intellektuelle und Psychoanalytikerin A. (A ist phonetisch und schriftlich der wichtigste Vokal und Buchstabe hier: A wie Armenien, Ararat, Aragaz, Artur, Arsen, Arminé) meint allen Ernstes: „Was meinen Sie, unsere Gesellschaft wird überrollt durch das Widernatürliche. Wissen Sie, dass es in Frankreich strafbar ist, ein T-Shirt mit der Aufschrift ‚Je suis naturell‘ – Ich bin natürlich – zu tragen. (Anmerkung: Das ist eine „rechte“ Aktion gegen die offizielle gesellschaftliche Liberalisierung, gegen die Akzeptierung von Homosexualität). Unsere Gesellschaft wird in eine Richtung driften, dass wir Normalen von den Homosexuellen überwuchert, unterdrückt werden. Sehen Sie, vor zehn Jahren gab es noch die Todesstrafe bei uns ...“ Viel hat sich geändert, vieles hat sich aber auch viel weniger geändert, als man denkt. Selbst unter den Psychoanalytikern der Welt.

Präsentation des Lehrbuchs für Psychotherapie mit Andreas Bilger, Angela Vardanyan, Arminé Gmür-Karapétyan, Horst Kächele und Khachatur Gasparyan

die französischen Psychiater Pionierarbeit geleistet, indem sie vor zwanzig Jahren die Wohnung und die Einrichtung gekauft haben.

Sophie Wir lernten viel über Engagement und interkulturelle Zusammenarbeit. Wir besuchten die Handvoll psychologischen Einrichtungen, die trotz sehr begrenzter materieller Mittel mit viel Hingabe und Feingefühl





Gjumri

GJUMRI

Paulina Die kleine, dennoch zweitgrößte Stadt Armeniens strahlt eine ganz besondere Atmosphäre aus. Die breiten, schlecht geteerten Straßen sind gesäumt von halb verfallenen oder unfertig restaurierten zweistöckigen Altbauhäusern aus ursprünglich hellen Sandstein, der sich mit den Jahren schwarz verfärbt hat. Alles wirkt auf den ersten Blick verlassen, bei näherem Hinsehen lässt sich jedoch in den meisten Fenstern Leben entdecken: Konturen von Kakteen zwischen Doppelfenstern, auf dem Fensterbrett liegende Katzen oder ein Spitzenvorhang hinter altem, unebenem Glas. Die Ladenschilder der Frisiersalons und Cafés muten mit ihrer altmodischen Einrichtung nostalgisch an.

Wir besuchen das Psychologische Zentrum „Arevamanuk“, welches mit seinen einladend gestalteten Therapiezimmern und seinen ambitionierten Psychologinnen und Sozialarbeiterinnen imponiert, die sich voller Energie und Warmherzigkeit insbesondere für Kinder in Not engagieren. Die Psychologie hat es nicht leicht in Armenien. Vor dem Erdbeben 1988 hatte Gjumri 250.000 Einwohner, heute sind es 60.000. Siebzig Prozent der Kinder litten damals unter einer Posttraumatischen Belastungsstörung. Und trotzdem wird oft gefragt, brauchen



Psychologisches Zentrum „Arevamanuk“ in Gjumri



Beim Mittagessen mit im Psychotherapie-Zentrum in Gjumri: XXX, XXX, XXX und Angela Vardanyan

wir Psychotherapie überhaupt? Das Zentrum konzentriert sich in seiner Arbeit deshalb vor allem auf Beratung zu häuslicher Gewalt und Missbrauch. Viel Aufklärungsarbeit ist vonnöten, da zum Beispiel sexueller Missbrauch in der Gesellschaft vollkommen tabuisiert und geleugnet wird. Immer wieder sind wir auf unserer Reise durch Armenien jedoch Menschen begegnet, die sich über sämtliche Vorurteile hinwegsetzen und sich einen Platz in einem leider noch sehr umstrittenen Berufsfeld erkämpfen. Man merkt ihnen die Überzeugung an, nach der sie leben und arbeiten.

Nach diesem Einblick in eine Institution voller Herz streifen wir also durch die Straßen Gjumris, folgen dem Sohn von Arminé Gmür-Karapétyan, der Gründerin und heutigen Leiterin von „Arevamanuk“, und seinen Freunden zum Stadion der Stadt, wo in wenigen Minuten ein Fußballspiel der ersten armenischen Liga stattfinden wird. Auch das Stadion bestätigt den Eindruck eines verlassen wirkenden Gjumri: Ein Viertel der Sitzreihen besteht aus verfallenem Stein, der Rest aus altmodischen Sitzen. Wir essen Nüsse und beim Trinken aus der Glasflasche werden wir sofort von einem Wachmann ermahnt. In der Halbzeit brechen wir zu einem nahegelegenen Park auf, der sich über einen Hügel erstreckt. Er entpuppt als Erlebnispark, wir entdecken ein altes Kettenkarussell, ein Riesenrad und andere Fahrgeräte, von denen einige noch immer in Betrieb sind. Hin und wieder sitzt ein Kind in einer der Gondeln oder es tummeln sich Kinder um einen Stand, an dem Lollis und Zuckerwatte verkauft werden. Wir stoßen auf alte, bunt angestrichene Tierkäfige, die sich die Natur schon längst zurück erobert hat, und auf verrostete Metalltafeln, auf denen Bemalungen von Disneyfiguren in Pastellfarben leuchten. Je länger wir durch den Park streifen, desto belebter kommt uns der Park vor. Auf einer römisch anmutenden Empore können wir das Stadion sehen, die Sonne geht bereits unter und alles ist in warmes, glühendes Licht getaucht.



Erlebnispark Gjumri

Claire Ein Gefühl begleitete mich während unserer Reise in Armenien, und mit ein paar Tagen Abstand wurde es immer klarer: Ich erlebte hier einen Kontrast zwischen einer durch Krisen gezeichneten Gesellschaft und einem enthusiastischen Streben nach Fortschritt, Weiterentwicklung und Handlungsmöglichkeiten. Armenien ist heute noch



Friedhof vor Gjumri

gezeichnet von dem Genozid und von dem schweren Erdbeben 1988, bei dem viele Tausende Menschen gestorben sind. Besonders in der Stadt Gjumri ist die Krise noch allgegenwärtig. In der Stadt leben nicht mehr viele Menschen, an jeder Ecke stehen alte Häuser und Ruinen, von Pflanzen überwuchert, und auf dem Weg in die Stadt fährt man an riesigen Friedhöfen vorbei. Im städtischen Park von Gjumri am Samstagnachmittag waren nicht viele Menschen unterwegs. Ein Kettenkarussell drehte sich, ohne dass Kinder damit fuhren; zwei Kinder fuhren Autoscooter ohne Beleuchtung. Wir begleiteten den Sohn von Arminé zum Fußballspiel. Einer seiner Freunde erzählte von der Perspektivlosigkeit in der Stadt. Die Jugendlichen wüssten nicht, was sie dort tun sollten, sie würden täglich zusammen abhängen und sich die Zeit vertreiben,

zum Beispiel jeden Samstag im Stadion das Fußballspiel angucken. Alle würden davon träumen, nach Europa oder Amerika zu gehen, oder wenigstens nach Jerewan.

Shou Zunächst einmal sah es nicht danach aus, als würden wir jemals nach Gjumri kommen, da unser brandneuer Mercedesminibus die Vorsilbe „brand“ zu ernst genommen hatte: wir mussten ihn, dicke Rauchwolken ausstoßend, am Straßenrand abstellen, noch bevor wir Jerewans Peripherie hinter uns gelassen hatten. Eine Stunde später kam ein klappriger alter Minibus, der uns wohlbehalten nach Gjumri brachte.

Je näher wir der Stadt kamen, desto mehr Häuser waren zu sehen, denen die Dächer fehlten. Das heftige Erdbeben im Jahr 1988 hat die Stadt zum Ort eines erneuten Traumas im kulturellen Gedächtnis Armeniens gemacht. Jeder damalige Bewohner von Gjumri hat bei dem Beben mindestens ein Familienmitglied verloren ... Es ist schwer, sich ein Szenario auszudenken, bei dem Psychotherapie und Psychoanalyse dringender gebraucht werden könnten.

Nach dem Vortrag Horst Kächeles vor Studenten zum Thema Erstgespräch, der Vorstellung der psychotherapeutischen Arbeit im Zentrum, einem köstlichen Mittagessen aus Kräutern, Käse und Kebab und dem Besuch eines Klosters in der Umgebung essen wir zum Abschluss des Tages gegenüber vom Rathaus Eis. Arminé, die das Psychotherapiezentrum leitet, sitzt mit uns zusammen. Wir sprechen über Alter Egos. Horst erzählt von seiner Zeit als „Marcel“, einer von ihm angenommenen Persönlichkeit, inspiriert von Proustlektüren. Ich erzähle, dass ich mir die Annahme einer neuen Persönlichkeit für meinen Umzug nach Berlin überlegt und nie umgesetzt hatte. Der Studienbeginn hätte eine Möglichkeit geboten, neu anzufangen und Persönlichkeitsanteile zu leben, die in der Stadt, in der einen alle kennen, hinterfragt worden wären, in einer Stadt, in der einen keiner kennt, jedoch als gegeben hingenommen worden wären. Auf Nachfrage, ob ich denn nun diese Persönlichkeitsanteile ausgebildet hätte, sage ich in etwa: „Change came subtly, not like an earthquake.“

Das war ein aus psychoanalytischer Perspektive ziemlich interessanter Tritt ins Fettnäpfchen: Mein Unbewusstes hatte den Ausdruck gewählt, der in der Luft lag. Über das Erdbeben von Gjumri war kein einziges Wort verloren worden, obwohl es nicht zuletzt zur Gründung des Kinder-Zentrums Arevamanuk geführt hatte. Horst stellte sofort den Bezug zu Gjumri her. Arminé schwieg, begann dann aber ganz unvermittelt von dem Erdbeben zu erzählen. Sie unterrichtete gerade als Lehrerin in der Schule, als ein fürchterliches Geräusch Panik auslöste. Der Berg, der weit weg gewesen war, stand plötzlich vor ihrem Fenster, weil die Schule ihm entgegenrutschte. Die Decke brach herunter und sie begriff, dass sie als Lehrerin die Kinder schützen musste. Sie rüttelte an der Tür, aber wegen des Bebens hatte sie sich verzogen und öffnete sich nicht. Wieder und wieder rüttelte sie, bis sie endlich nachgab. Die Klassen rechts und links von ihr waren unter dem zusammengebrochenen Gebäude verschüttet, nur sie und ihre Klasse überlebten vollständig. Sie eilte in die Kita ihres Sohnes. Sie war wie vom Erdboden verschluckt. Aber ihr Sohn lebte.

Für Arminé begann nach der Katastrophe ein zweites Leben: Sie heiratete den Schweizer Bauingenieur Leonardo Gmür, der mit dem Strom von Ärzten und Psychotherapeuten in die Stadt gekommen war, um beim Wiederaufbau zu helfen. Sie beschloss, Psychotherapeutin zu werden. Und gründete im Jahr 2000 mit ihrem Mann das Kinder- und Familienzentrum für psychologische und soziale Arbeit in Gjumri. Und obwohl sie die für viele Armenier unerreichbare Möglichkeit hat, in die Schweiz zu gehen, dort ein bequemes Leben zu führen und dabei ihren Sohn im Teenageralter zu begleiten, der demnächst in die Schweiz emigrieren wird, bleibt sie in Gjumri. Ihr Leben scheint weiterhin untrennbar mit dem Schicksal der Stadt verbunden zu sein.



Horst Kächele, Arminé Gmür-Karapetyan, Shou Aziz

Horst Den langgezogenen Weg über die karge Hochebene nach Gjumri hatte ich so nicht mehr in Erinnerung; erste Streckenabschnitte eines Autobahnbaus lassen ahnen, dass die Wirtschaft in die Gänge kommt.

Unsere Gastgeberin Arminé war herzlich, liebenswürdig und doch angespannt; der unlängst verstorbene Ehemann, ein Schweizer, war noch in den Räumen lebendig. Kein Wunder, er hatte wohl die Mittel für den Bau der Beratungsstelle aufzubringen gewusst. Kurz vor der anstehenden Rückfahrt, im Eiscafé auf dem Rathausplatz, benutzte Shou Aziz im entspannten Gespräch irgendwie, wohl metaphorisch gedacht, den Ausdruck „Eruption“; unsere Gastgeberin überraschte uns völlig, als sie unmittelbar danach von ihrer Erfahrungen während des Erdbebens erzählte. Bis dahin war dieses Thema fast vermieden worden. Zeit heilt manchmal Wunden; diese Wunde war nicht verheilt und wird wohl nicht verheilen – ob die heftige Ablehnung des neu erbauten repräsentativen Rathauses durch Arminé damit zusammenhängt?



Kloster Marmaschen in der Nähe von Gjumri

Isabel Dieser Tag war für mich von unterschiedlichsten Gefühlen gefärbt und hat mich sehr berührt. Der leise Unmut nach unserer holprigen Anfahrt, die herzliche Begrüßung, das wunderbar traditionelle Essen. Aber vor allem der Besuch im Kloster Marmaschen war für mich ein absolutes Highlight der Reise. Das Kloster ist eine himmlische Oase der Ruhe, am Ufer des Akhuryan, umgeben von Vulkanlandschaften, die wirken als hätte ein Tagebau die Landschaft zerpflügt, wildwachsenden Gräsern und zahlreichen Apfelbäumen. Die türkische Grenze liegt nur einen Katzensprung entfernt, und es scheint unvorstellbar, dass es nicht möglich ist, die Türkei auf direktem Weg zu erreichen. Die Zeit scheint seit dem Erdbeben hier wie stehengeblieben, Ruinen von Häuserblöcken, umgestürzte Baukräne und Autowracks säumen den Weg. Als Arminé, ausgelöst durch Shous Metapher vom Erdbeben als Bild für Veränderung, ihre persönliche, intime Geschichte von diesem Tage erzählt, wird die Perspektivlosigkeit deutlich, der wir schon mehrfach begegnet sind. Auch Arminé meint, man könne in diesem Land nicht leben. Für ihren Mann seien die 15 Jahre des Hierseins eine „Tortur“ gewesen. Viele junge Menschen wollen Armenien langfristig zu verlassen in der Hoffnung, im Ausland ein besseres Leben zu führen.



Vom Erdbeben zerstörte Häuser vor Gjumri

Silan So geheimnisvoll, wie der weiße Gipfel des Ararats im Nebel erscheint, genauso geheimnisvoll habe ich Armenien wahrgenommen. Eine trockene, steinige Landschaft, die ihre grünen und bunten Oasen versteckt hält, wie das im 11. Jahrhundert erbaute Kloster Marmaschen in der Nähe von Gjumri am Akhuryan, einem Nebenfluss des Aras, oder das Kloster Geghard, eines der bedeutendsten Klöster der Armenischen Apostolischen Kirche und Weltkulturerbe, direkt aus dem Stein der umliegenden Felsen gehauen. Marmaschen war für mich einer der schönsten Orte, die wir in Armenien besuchten. Eindrucksvoll fand ich, wie die Klöster und Kirchen in die Landschaften eingebettet sind und sich mit ihr verbinden.



Nach einem Ausflug zum Gottesdienst in den „Armenischen Vatikan“, die Klosteranlage und Kathedrale des Patriarchen der armenisch-apostolischen Kirche in Etschmiadsin entführte uns unser Begleiter Artur, Kandidat der APA, in ein Fischrestaurant am Ufer des Goght in Garni.



Hellenistischer Mithras-Tempel aus dem 1. Jahrhundert auf dem Festungsgelände in Garni, der einstigen Sommerresidenz der armenischen Könige. Er wurde bei einem Erdbeben 1679 zerstört und seit 1966 mit den originalen Steinen wieder aufgebaut.

EIN TAG AM SEWANSEE

Luna Fast die gesamte Truppe packte ihre sommerlichsten Anziehsachen ein und war, ausgerüstet mit Lunchpaketen, bereit für den langersehnten Tag am See. Zwar schmunzelte unser „Tourguid“ Artur ein wenig, als er den weiblichen Teil der Gruppe in luftig leichter Strandcouture sah. Er war der Meinung, es sei viel zu kalt, um im See baden zu gehen, aber es war schließlich noch morgens. Die Fahrt dauerte etwa eine Stunde und ans Ziel gelangt war die Freude groß. Doch zu früh gefreut. Wir hatten die letzten beiden Tage schon damit verbracht hatten, gefühlt jedes Kloster Armeniens abzuklappen. Und so war die Motivation nicht besonders hoch, ein weiteres anzusehen. Der Satz „MENSCH LEUTE, KULTUR!!!“ flog durch den Bus und wir rafften uns ein letztes Mal auf. Wir schlenderten an Ständen vorbei, an denen die Händler ihre Mondsteinketten in verschiedensten Variationen zu höchst attraktiven Preisen zu verkaufen suchten. Dann ging es eine



Hasmik Hartyunyan und Artur XXX mit Horst Kächele am Sewansee

lange Treppe hoch zu einer alten Kirche. Oben angekommen, verflog die schlechte Laune im Nullkomma-nichts, denn die Aussicht von dort war atemberaubend. Der blaue See schimmerte in der Morgensonne, im Hintergrund von Bergen umgeben. Die Luft war angenehm, aber immer noch zu kühl zum Schwimmen. Und so wollte ein weiteres Kloster besichtigt werden. Die Fahrt, sehr kurvig und hügelig, führte nach einem langem Tunnel durch eine grüne, saftige Berglandschaft. Vor der Einfahrt in den Tunnel war die Umgebung beige und ausgetrocknet gewesen. Schließlich ging es zum See. Vorgestellt hatten wir es uns wohl anders. Der Strand

wirkte verlassen, „postapokalyptisch“, wie wir unsere Eindrücke in den letzten Tagen mitunter beschrieben hatten. Wir lagen die nächsten drei Stunden im Schatten, schwammen im blauen, eisigen Wasser und fühlte uns danach wie neugeboren. Wir lasen uns gegenseitig Zeitungsartikel über Armenien vor und picknickten ausgiebig mit Lavas (armenischem Fladenbrot), Weintrauben und einer Auberginen-Knoblauch-Paste. Wir redeten viel, es wurde gezeichnet oder einfach nur Löcher in die Luft geguckt. Im Großen und Ganzen: Es wurde entspannt.



Das Sewan-Kloster oberhalb des Sewansees



Das Kloster Hagazin bei Dilishan, im Vordergrund Bienen-Beuten

ZWEI STUNDEN MIT SERGEI PARADSCHANOW

Andreas Das Museum Paradschanow in einem der alten großzügigen mehrstöckigen Jerewaner Tuffstein-Häuser über dem Ufer des Hrasdan kennen die Taxifahrer nicht, aber Horst und mein Reiseführer. Man muss interessiert sein. Es ist das Museum für den großen Künstler und Dissidenten Sargis Howsepi Parajanian, genannt Sergei Paradschanow.

Ein armenisches Schicksal, aus dem ein einzelner begabter, verzweifelter, nie ganz gebrochener Mensch sein Dasein in große Film-, Bild-, Objekt- und Lebenskunst verwandelt hat. Das Museum, sein Gesamtkunstwerk, ist großartig wie eine nicht enden wollende üppige Mahlzeit, nein verrückt, denn Paradschanow ist ein genial fantasievoller, inspirierter Künstler, vor allem aber ein Filmemacher (*avant la lettre*), Mensch, Dissident und Homosexueller in der Sowjetzeit, der viele Jahre in Haft erlitten, an sich selbst und an dieser Gesellschaft krank geworden und zu Grunde gegangen ist, 1990, in der Morgenröte der Freiheit.

Das Museum, auch ein nostalgischer Ort, wurde nach seinem Tod eingerichtet und zeugt von der Vielfalt seiner künstlerischen Inspiration, Ideen- und Sammelwut, Tat- und Gestaltungskraft: zauberhafte Hüte, Altäre der Schönheit, des Vergangenen, Variationen von Mona Lisa – die er im Lager auf die Rücken der Mithäftlinge gemalt hatte und deren Muskelbewegungen dann wiederum inspirierende Verzerrungen verursachten. Auch sind da seine traumwandlerischen und international preisgekrönten Filme über armenische Mythen, Kunst und Musik („Sayat- Nova“ / Die Farbe des Granatapfels) und Geschichte („Die Schatten vergessener Ahnen“ oder „Die Legende der Suram-Festung“). Sie

entstanden seit 1964 und waren verboten. Sicher vor allem wegen seiner Dissidenz, aber auch wegen seiner Homosexualität hatte Paradschanow Berufsverbot und saß ab 1973 acht Jahre in sowjetischen Gefängnissen.

Eine liebenswerte ältere Dame ist die Hausdame, sie lädt uns nach Dienstschluss ein zu bleiben. Sie heißt



Sergei Paradschanow



Margarita

Margarita. Der Meister und Margarita von Bulgakow fallen einem ein, der Meister und seine Margarita, seine Verwalterin und Geliebte. Margarita erzählt in besten Deutsch, wo überall in der Welt Ausstellungen sind und waren (aktuell in Belgien). Margarita lebt auf mit ihrem Paradschanow, und man kann es nachfühlen.

Paradschanow war einer der großen Filmemacher der Sowjetunion (die mehrere davon hervorgebracht und gebrochen hat), ja der Welt. In ihm und seinem Leben bricht sich ein wesentlicher Teil einiger Jahrzehnte unserer gemeinsamen Geschichte im Mittel- und Osteuropa. Im beginnenden Stalinismus 1924 geboren, aufgewachsen als Armenier in Tiflis, Georgien, studierte er in Moskau, lebte in der Ukraine, in Tiflis, in Jerewan. Er ist ein Denkmal für Freiheit, Kreativität, Unbeugsamkeit, ein Mann, dessen Haus immer offen

stand (Margarita), so dass seine Freunde sagten: Kein Schloss vor der Tür, kein Schloss vor dem Mund. Er wollte sich den Mund nicht verschließen lassen. Spät erst durfte er ins ersehnte Istanbul reisen, in die europäisch-asiatische Metropole mit großer armenischer Bevölkerung und Geschichte.

WIEDER ZU HAUSE

Sergey Als ich die Mail bezüglich der Reise nach Armenien in meinem Postfach fand, erinnerte ich mich an die schönen Geschichten der Teheran-Gruppe und meine Empfindungen dazu: „Hättest du dich mal auch dafür gemeldet.“ Daher ließ ich mich gleich auf das postsowjetische Abenteuer unter der kaukasischen Sonne ein. Nach Abschluss meines Bachelors war mir klargeworden, wie gerne ich eigentlich die Menschen um mich herum besser kennengelernt hätte. So ging ich in den Master – und damit auch nach Armenien.



Andreas Bilder, Isabel Lorenz, Uta Grundman, Shou Aziz, Alexander Topp, Silan Derin, Sergey Antsiperov, Claire Paiewar, Luna Yildirim (hinten); Erik Schlobinski, Artur XXX, Horst Kächele, Paulina Kiessling, Sophie Mühe mit Ararat

Um auszudrücken, welchen Eindruck dieses Land mir hinterließ, beschreibe ich lieber den ersten Tag in Berlin nach unserer Rückkehr: Ich war daheim, es war ruhig, draußen war es kalt. In einer Woche hatte sich nicht viel verändert. Die S-Bahn fuhr im selben Takt, die vielen Sprachen auf der Straße klangen wieder vertraut. Aber ich vermisste unseren Kleinbus, der uns durch das Hochland zu den Klöstern, Kirchen und zum Sewansee gefahren hatte. Mir fehlten die ruckeligen Fahrten und die Freude über die gefühlt zeitlosen gemeinsamen Tage. Ich sehnte mich nach dem Abend, an dem wir alle auf unserer Terrasse gesessen hatten, an einem reich gedeckten Tisch mit den Schätzen unseres Gastlandes, und an dem wir mit all unseren Unterschieden für diese Zeit eine Gemeinschaft waren. Es war schön zu erleben, wie wir uns mit der Zeit immer vertrauter wurden. Ich hoffe, diese Vertrautheit in Berlin noch oft erleben zu können.

Neben diesem Gefühl brachte mir Armenien aber ein weiteres Geschenk. Ich habe die Freude an meiner Muttersprache wieder gefunden. Mein Deutsch ist um Längen besser als mein Russisch. Allein das nimmt mir schon oft den Spaß an einer Unterhaltung, da ich schnell ins Deutsche ver falle, um mich sicherer auszudrücken. Doch fehlte mir in Berlin auch einfach das Herz in der Sprache, das ich in Armenien durch einige unserer Bekanntschaften zu spüren bekam. Ich habe mal gehört, die russische Seele schwingt in Moll. So kam es mir in Berlin unentwegt vor. Doch in Armenien hat sie in Dur geklungen. Die Sprache meiner ersten Jahre hat frohe Farben bekommen. Dafür bin ich Armenien dankbar.